

Im Netz der Medien

Zur Kritik der medientheoretischen Verwendung einer Metapher

Prolog: Zur Dialektik der Verstrickung

Der Mensch, Aristoteles' *zoon politikon*, ist ein Tier, das in Netzen lebt. Unsere Welt ist gebaut aus Verkehrs-, Kommunikations- und Versorgungsnetzen, die als unübersehbare Gravuren die Oberfläche unseres Planeten überziehen und für deren immer weitere Perfektion und stete Verdichtung die unsichtbare Matrix der digitalen Signalströme, die den Globus heute wie eine zweite Haut umgibt, nur das letzte Symbol ist. Unsere Welt ist aber auch gewirkt aus den Geflechten unserer persönlichen Beziehungen zu anderen Menschen, aus dem Gewirr unserer Sprachen, ihrer Regeln und ihrer Wörter – und nicht zuletzt aus dem Gewebe unserer Ideen, Illusionen und Obsessionen. Alles, was wir tun, zieht Fäden, die mit anderen alten oder neuen Fäden sich überlagern, schneiden, Knoten bilden und unsere Netze (und damit unsere Welt) weiter wachsen und wuchern lassen. Mit jeder neuen Verknüpfung wird aber nicht nur unsere Welt größer und komplexer – wir werden zugleich tiefer verstrickt in ihre Netze. Wir sind tatsächlich Effekte der Netze, die uns, so sehr wir an ihrem Wachsen selber wirken, strukturell doch immer vorgängig bleiben.¹ Deswegen gibt es, für uns, kein Außerhalb der Netze.

Im Inneren unserer Netzwelten geht das Wachstum immer weiter. Was das bedeutet, wusste bereits Heraklit: „*Pantha rhei*“; „Alles fließt“ – und keiner weiß so recht, wohin. Ungewissheit aber ist unangenehm. So sehr ihre permanente Bewegung und Veränderung unseren vernetzten Lebensräumen irreduzibel eingeschrieben ist, so stark waren immer schon die gleichwohl aussichtslosen Bemühungen, den Fluss der Bewegung zumindest einzudämmen. Die Angst vor dem Anderen und vor der Veränderung motiviert seit jeher alle

1 Vgl. zu dieser These ausführlich unten das Kapitel „Ich als Netzeffekt. Zur Konstitution von Identität als Prozess virtueller Selbsterschließung“, S. 159ff.

Versuche, die Entwicklungsdynamik der Vernetzungsprozesse zu kontrollieren und damit Stabilität in einer instabilen Welt zu erzeugen. Das Netztier Mensch wäre oftmals lieber ein Nesttier geblieben – ein, um in der antiken Metaphorik zu bleiben, Höhlenbewohner, der sich Ausschnitte der Außenwelt im sicheren Innenraum auf seine Wände projiziert².

Doch so groß das Beharrungsvermögen und die Beständigkeitssehnsucht auch sein mögen: Der Kampf gegen die Veränderung ist aussichtslos, glücklicherweise. Und das liegt nicht nur darin begründet, dass wir immer schon zu spät kommen, um mit der Dynamik der selbst geworfenen Netze, in die wir unentwirrbar verstrickt sind, Schritt halten zu können. Es liegt auch daran, dass die Tiefenstruktur der Vernetzung – ja, dass die Netze selbst uns in ihrer Omnipräsenz doch zugleich in Teilaspekten unsichtbar bleiben. Wir sehen manche Knoten, aber nicht alle; wir kennen viele Fäden, aber nicht jeden; und wir werden nie gänzlich aufdecken, nach welchen Regeln und in welche Richtung das jeweilige Netz sich weiter fortspinnen – und damit auch unsere weitere Bewegung in ihm bestimmen wird. Zum Defätismus freilich bietet dies keinen Anlass – denn auch wenn die immer dichtere Komplexität der vielfach sich überlagernden Netze für uns nie gänzlich transparent wird, sind wir ihnen doch keineswegs schlicht ausgeliefert. Vielmehr gilt: So sehr wir Effekte der Netze sind, in denen wir leben, so sehr sind die Netze auch Produkte unserer Bewegungen in ihnen – als Manifestationen sozialer Interaktionen, politischer Entscheidungen oder ökonomischer Transaktionen, aber auch *last not least* als Reflexe künstlerischer Entwürfe oder theoretischer Beschreibungen.

Die Netzwelt der Moderne

Auch wenn nun die Technik der Vernetzung zu den kultur- und zivilisationshistorisch immer schon wirkungsmächtigsten technè der Menschen zählt, hat sich ihr Status aufgrund der zunehmenden „Netzverdichtung“³ der letzten zweihundert Jahren noch einmal

-
- 2 Der Sphärentheoretiker Peter Sloterdijk geht soweit, die Architektur der Moderne als Materialisierung der „Tatsache, dass der menschlichen Weltoffenheit immer eine komplementäre Weltabwendung entspricht“, zu beschreiben. (P. Sloterdijk, *Sphären III: Schäume*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004, S. 540.)
 - 3 So Hermann Lübke in seinem Aufsatz „Netzverdichtung. Zur Philosophie industriegeschichtlicher Entwicklungen“, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, Band 50, Heft 1/2, Januar–Juli 1996, S. 133–150; siehe dazu meine kritische Erwiderung „Im Dickicht der Netze“, erschienen 1996 im

entscheidend gewandelt: Industrialisierung und Digitalisierung sind die entscheidenden Stichworte eines Prozesses, der im Zuge der fortschreitenden Moderne dazu geführt hat, dass die Fertigkeit des strategisch-geschickten Knüpfen von Netzen und der kompetenten und effizienten Bewegung in ihnen zu *der* zentralen Kulturtechnik der Gegenwart avanciert ist⁴. Die paradigmatische Bedeutung von Netzen und ihren Strukturen für unsere Zeit hat der amerikanische Soziologe Manuel Castells als *Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*⁵ auf den Begriff gebracht. Reduktionistisch im Ansatz – weil Castells diesen Aufstieg gegen besseres Wissen ausschließlich auf die (zweifellos wichtige, aber eben nicht: allein ursächliche) „informationstechnologische Revolution“ zurückführt⁶ – ist sein Befund doch stimmig; er lautet: „Netzwerke bilden die neue soziale Morphologie unserer Gesellschaften, und die Verbreitung der Vernetzungslogik verändert die Funktionsweise und die Ergebnisse von Prozessen der Produktion, Erfahrung, Macht und Kultur wesentlich.“⁷ Richtig ist diese Diagnose nun unter anderem deswegen, weil sie sich als impliziter Hinweis auf eine ebenso tiefliegende wie bedeutsame Äquivalenz der Metapher des Netzwerkes lesen lässt. Mit dieser Metapher nämlich, darauf weisen Peter Gendolla und Jörgen Schäfer in ihrer Interpretation der These von Castells hin, „lassen sich [...] zum einen *soziale, technische, biologische etc.* Strukturen beschreiben“ – während sie „zum anderen der Beschreibung einer umfassenden *Veränderungsdynamik* [dient], die zur Entstehung immer komplexerer Netzwerke führt“⁸. Die erste Bedeutungsebene nun spielt in ihrem Bezug auf tatsächlich vorhandene und konkret beschreibbare, mehr oder weniger materielle Strukturen im Wesentlichen auf die zivilisationshistorische Konstante der Vernetzung an; die zweite Ebene hingegen benennt im Hinweis auf den autonomen Eigensinn ihrer emergen-

Online-Journal *Telepolis* (<http://www.telepolis.de/r4/artikel/1/1041/1.html>; überprüft am 11.11.2005).

- 4 Zur Diagnose und Kritik der steilen Karriere von Begriff und Technik der Vernetzung in der Moderne vgl. den zitierten Band: Barkhoff, Böhme, Riu (Hrsg.): *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, l.c.; darin vor allem die Einführung „Netzwerke. Zur Theorie und Geschichte einer Konstruktion“ von Hartmut Böhme, S. 17–36.
- 5 So der Titel seines dreibändigen opus magnum: Manuel Castells, *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter I*, Opladen: Leske und Buderich 2004 (im amerikanischen Original zuerst 1996 erschienen).
- 6 Vgl. hierzu Castells, a.a.O., S. 5–18.
- 7 A.a.O., S. 527.
- 8 Peter Gendolla, Jörgen Schäfer: „Zettelkastens Traum. Wissensprozesse in der Netzwerkgesellschaft – Eine Einführung“, in: dies. (Hrsg.): *Wissensprozesse in der Netzwerkgesellschaft*, Bielefeld: transcript 2004, S. 7–21; hier: S. 12.

ten Dynamik den qualitativen Sprung, dem die Netze ihre zentrale Stellung innerhalb der Moderne verdanken – und die längst und vielleicht vor allem die Art und Weise prägt, wie wir Informationen verwalten, Daten prozessieren und Wissen produzieren. „Das Wissen“, so Hartmut Böhme, „wurde selbst netzförmig und selbstreflexiv“. Deswegen gilt: „Netzwerke sind eine, ja *die* spezifische Episteme der Moderne; und sie sind zugleich selbst materiell-technische Systeme, welchen nahezu jeden Metabolismus formatieren.“⁹ Geprägt ist die Netzwelt der Moderne bis in die Gegenwart mithin durch die Tatsache, dass sie in allen Bereichen der gesellschaftlichen Praxis *ebenso* wie in den verschiedensten Modellen wissenschaftlicher und theoretischer Weltbeschreibungen durch einerseits strukturelle und andererseits performative Vernetzungsprozesse charakterisiert ist, die in ihrer Wechselwirkung wiederum stets neue Netze entstehen lassen. Und es ist zweifellos die Stärke der Metapher des Netzes, dass sie es erlaubt, diese unterschiedlichen Bedeutungsebenen der jeweiligen Vernetzungsprozesse in den Blick zu nehmen.¹⁰

Zugleich aber und ebenso evident ist es die metaphorische Ambiguität des Netzbegriffs, der sich seine seit einiger Zeit beobachtbare inflationäre Verwendung verdankt – und die darüber hinaus verantwortlich ist für unzulässige Verallgemeinerungen, perennierende Missverständnisse und ideologische Überfrachtungen; kurz: die fahrlässige Konstruktion einer ganzen Serie schiefer Bilder, die sich in die verschiedenen Diskurse über den Begriff des Netzes mittlerweile eingeschliffen haben. Die inflationäre Verwendung des Netzbegriffs hat einen unheilvollen Effekt: Weil jeder meint zu wissen, was er sagt, wenn er von Netzen spricht, glauben viel zu viele, dass sie dasselbe meinen, wenn sie über Netze reden. Der semantischen Entgrenzung aber gilt es – und zwar gerade vor dem Hintergrund der faktischen Bedeutung – theoretisch entgegenzutreten. Schließlich gilt auch in der Netzwerkgesellschaft, was Ludwig Wittgenstein wusste, bevor die informationstechnologische Revolution begonnen hat: „Den verschiedenen Netzen entsprechen verschiedene Weisen

9 Hartmut Böhme, a.a.O., S. 31.

10 Gundolf S. Freyermuth weist darauf hin, dass den implizit universalistischen Anspruch derzeit wohl niemand pointierter formuliert als die mathematische Netzwerktheorie von Albert-Laszlo Barabasi, der in seinem Buch *Linked. The New Science of Networks* (New York: Perseus 2003) behauptet, „eine ‚gemeinsame Blaupause‘ (‚common blueprint‘, Barabasi 2003, 6) aller Netzwerke entwickelt zu haben, seien sie biologischer Natur oder zivilisatorisch produziert“ (Freyermuth, „Netzwerk“, in: Roesler/Stiegler (Hrsg.): *Grundbegriffe der Medientheorie*, a.a.O., S. 200–209, hier: S. 202).

der Weltbeschreibung.“¹¹ Solche verschiedenen Weisen der Weltbeschreibung auf ihren genuinen Gehalt zurückzuführen heißt zugleich aufzuzeigen, welche theoretischen Vorentscheidungen ihnen zugrunde liegen – und damit vielleicht auch: schiefe Bilder wieder gerade zu rücken.

Um solch einen Versuch soll es nun gehen, wenn ich mich im Folgenden mit medientheoretischen Reflexionen des Netzes beschäftige; genauer: Mit der Rolle, welche die Metapher des Netzes in den medienwissenschaftlichen Diskursen der letzten Jahre und Jahrzehnte spielt. Denn – Reduktionismus hin oder her: Auch wenn es falsch ist, in den informationstechnischen und medialen Umbrüchen der digitalen Ära die alleinige Ursache für die zentrale Bedeutung von Vernetzungsprozessen und ihrer Logik innerhalb unserer Gesellschaften ausmachen zu wollen, so ist es doch zweifellos richtig, dass diese Umbrüche den gegenwärtigen Status unserer vernetzten Welt ebenso wesentlich prägen wie ihre theoretische Reflexion auf exemplarische und vielleicht auch einzigartige Weise die populäre Ausbreitung der Metapher des Netzes in den verschiedensten wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Diskursen befördert hat.

Das Netz der Netze

Wenn in medienbezogenen Debatten jüngeren Datums vom Netz die Rede ist, dann ist damit fast immer das sog. „Netz der Netze“, sprich: das Internet gemeint – und das auch noch fast ausschließlich in seiner multimedialen Erscheinungsform, dem World Wide Web (WWW). Das aber war nicht immer so – schließlich gab es auch in der prä-digitalen Ära vernetzte Medien wie das Telefon oder die Verbundsysteme von Radio- und Fernsehstationen. Und während für letztere im angelsächsischen Raum der Begriff des „Networks“ noch heute ein Synonym ist, steht die Auseinandersetzung mit der Optimierung von Datenübertragung durch Telefonnetze, mit Claude Shannon in den vierziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts die mathematische Informationstheorie begründet hat, gewissermaßen am Anfang jenes Prozesses, an dessen vorläufigem Ende die globale Ausbreitung des Internets steht. Die Erfolgsgeschichte des Internet wiederum begann selber bekanntlich lange vor der Einführung des WWW mit technischen Visionen und deren Realisie-

11 Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus*, Satz 6.341; zitiert nach: L. Wittgenstein, *Werkausgabe Band 1*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1984, S. 79.

rungen, die zum Teil noch unser heutiges Verständnis medialer Netze prägen. An einige Wenige will ich stichpunktartig kurz erinnern: 1962 entwirft J.C.R. Licklider am Massachusetts Institute of Technology (MIT) in einer Reihe von Memos sein Konzept eines „Galactic Networks“, das verschiedene Computer miteinander verbinden sollte – ein Konzept, an dessen Realisierung Licklider als Leiter der vom US-amerikanischen Verteidigungsministerium gegründeten Defense Advanced Research Project Agency (DARPA) in den folgenden Jahren maßgeblich mitwirken konnte. Der weitverbreitete Gründungsmythos, wonach die Aufgabe der DARPA die Entwicklung eines dezentrales Computernetzes gewesen sei, welches selbst nach einem Nuklearschlag die Kommunikation zwischen den wichtigsten Militärstützpunkten der USA sicherstellen sollte, entspräche zwar der Logik des Kalten Krieges – nicht jedoch den Tatsachen. Die wirkliche Absicht war ungleich trivialer – es ging (zumindest zunächst) schlicht darum, die zu jener Zeit noch astronomisch teure Rechnerzeit optimal ausnutzen zu können. Um den Austausch von Daten zu erleichtern und zu beschleunigen, entwickelten Licklider und seine Kollegen zum einen das Konzept einer sog. ‚offenen Architektur‘ des Informationsflusses, in der es im Gegensatz zur massenmedialen Verbreitung von Informationen kein Zentrum mehr gibt, welches die Weitergabe von Daten steuert; und sie erfanden zum anderen eine Methode, Dateien zeitversetzt und in kleinen Paketen („Time Sharing/Packet Switching“) zwischen den Rechnern hin- und herschicken zu können. Als das „galaktische Netzwerk“ 1969 schließlich, zwischenzeitlich etwas bescheidener in Arpanet umgetauft, an den Start ging, umspannte es immerhin ein Netz von zunächst vier Rechnern. Die Menge der angeschlossenen Computer freilich wuchs stetig an; weil aber nicht alle Rechner im Netz mit der gleichen Software arbeiteten, stellte sich rasch das Problem, den Informationsfluss im Netz über unterschiedliche Schnittstellen hinweg aufrecht zu erhalten – ein Problem, dessen Lösung im Wesentlichen das von Robert E. Kahn und Vinton Cerf ab 1973 entwickelte Internetprotokoll TCP/IP (für: „Transmission Control Protocol/Internet Protocol“) darstellt. Fortan bestand und besteht das später noch einmal umbenannte Internet aus einem Verbund unterschiedlicher Netzwerke, die miteinander überhaupt nur kommunizieren können, weil ein technischer Minimalkonsens ihnen den Informationstransfer erlaubt¹². Vom Internet als Netz, und das heißt: im Singular zu reden, ist schon deswegen streng genommen strikt irreführend.

12 Die Entwicklungsgeschichte des Internet ist mittlerweile vielfältig und ausführlich dokumentiert – unter anderem auf den Webseiten der von einigen seiner Entwicklern wie Robert E. Kahn und Vinton Cerf begründeten „Internet Society“, nachzulesen unter der URL www.isoc.org/internet/history.

Nachdem das Internet in den achtziger Jahren über die Grenzen militärischer und universitärer Forschungszusammenhänge innerhalb der USA (und den dieser anhängenden Subkulturen) hinaus sich auszubreiten begonnen hatte, fing auch die parallel sich formierende Medienwissenschaft an, das Netz als Thema zu entdecken – und sie tat dies unter dem Schlagwort der sog. Computer mediated Communication (CMC) zunächst vor allem aus der Perspektive der sozio-linguistisch operierenden Kommunikationsforschung. Deren Untersuchungsgegenstand bildeten die unterschiedlichen, im Laufe der siebziger Jahre entstandenen Kommunikationsdienste des Internet – von der E-Mail über den Internet Relay Chat und die Bulletin Board Systems zu den, vor allem in den späten achtziger Jahren ausufernd wuchernden, Spielwiesen der MUDs und MOOs –, in deren Problematisierung wesentliche Implikationen der offenen Architektur eines digitalen Netzes des Datentransfers (Stichworte: Asynchronität, Anonymisierung und Dezentralität) zuerst begrifflich erfasst wurden. Die Resultate sind, obschon keineswegs trivial, zunächst wenig überraschend: Man kommuniziert eben anders, wenn es egal ist, wann und wo man mit wem auch immer kommuniziert. In unserem Kontext entscheidender ist die Tatsache, dass mit dieser ersten medientheoretischen Phase der Auseinandersetzung mit dem Internet eine Bedeutungsverschiebung der Metapher des Netzes einhergeht – eine Verschiebung, die Martin Stingelin als „epistemologische Umwertung von einer sprach- und erkenntniskritischen Metapher zu einem Modell der Kommunikation und des Denkens“¹³ beschreiben hat. Diese Neubestimmung der Netzmetapher als Kommunikations- und Denkmodell nun, darauf weist Stingelin hin, hat aus einer gänzlich anderen Perspektive die poststrukturalistische Philosophie bereits in den sechziger Jahren begonnen.

Die Texttheorie von Roland Barthes, die dieser selber auch als „Hyphologie“ definierte – „hyphos ist das Gewebe und das Spinnennetz“¹⁴ –, ist dafür ebenso exemplarisch wie die Reflexionen über das „Rhizom“, die Gilles Deleuze und Felix Guattari ihrem Buch *Mille Plateaux* (dt.: *Tausend Plateaus*) als methodologische Einleitung vorangestellt haben¹⁵. Die Hinwendung zu netzförmigen Modellen war im Poststrukturalismus programmatisch motiviert durch die zentrale Intention, einen Umgang mit dem Denken zu etablieren, der sich frei von theoretischen Totalisierungen und Hierarchisierungen ganz dem als prinzipiell unkontrollierbar unterstellten Spiel

13 Martin Stingelin, *Das Netzwerk von Deleuze. Immanenz im Internet und auf Video*, Berlin: Merve 2000, S. 17f.

14 So Roland Barthes in *Die Lust am Text*, Frankfurt: Suhrkamp 1984, S. 94; vgl. dazu M. Stingelin, ebenda.

15 Gilles Deleuze und Felix Guattari, *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin: Merve 1997, hier: S. 11–42.

der Sprache und des Sinns überantworten sollte.¹⁶ So steht das Bild des Rhizoms bei Deleuze und Guattari für eine Denkbewegung, die nicht länger „vom einen zum anderen geht und umgekehrt“ – sondern vielmehr als „eine Pendelbewegung, eine transversale Bewegung, die in die eine *und* in die andere Richtung geht, ein Strom ohne Anfang oder Ende“¹⁷ begriffen werden sollte. Für Michel Serres wiederum ging es um die Frage, „ob man ein Netz konstruieren kann, das frei von Kreuzungen, Verteilern und Schnittpunkten wäre“ und „[w]o jedes beliebige Element mit jedem anderen in Beziehung treten könnte, ohne auf einen Vermittler angewiesen zu sein“¹⁸. Der Informationsfluss im digitalen Netz des Internet nun scheint diesen Visionen recht nahe zu kommen – schließlich haben wir es hier tatsächlich mit einer medialen Infrastruktur zu tun, in der Kommunikation nicht (wie in den Massenmedien des Rundfunks von Fernsehen und Radio und der Printmedien) als zentralistische One-to-Many Interaktion organisiert ist; und wir können (zumindest technisch) tatsächlich von unserem eigenen Zugang ins Netz mit jedem beliebigen anderen vernetzten Computer interagieren, ohne von hierarchischen Strukturen kontrolliert zu werden. Es ist deswegen kaum verwunderlich, dass vor allem im poststrukturalistisch geprägten Diskurs das Auftauchen des Internets als mögliche Realisierung theoretischer Ideale begrüßt wurde: „Die Poetik des Rhizoms“, so heißt es beispielsweise bei Stingelin, „liest sich retrospektiv [...] wie eine Vorwegnahme der Bewegungsfreiheit in Raum und Zeit, die im Cyberspace technisch implementiert wird“¹⁹. Zu einer ähnlichen Bewertung kommt auch Jay David Bolter, demzufolge das durch seine Intertextualität geprägte Internet „in seinen operationellen Begriffen Strategien zu implizieren [scheint], für die poststrukturalistische Autoren auf einer theoretischen Ebene seit Jahrzehnten eintreten“²⁰.

16 Vgl. dazu als Überblick: Münker/Roesler, *Poststrukturalismus*, a.a.O.; hier besonders das von mir verfasste Kapitel „Die Philosophie des Poststrukturalismus“, S. 28–35.

17 Deleuze und Guattari, *Tausend Plateaus*, a.a.O., S. 42.

18 Michel Serres, *Der Parasit*, Frankfurt: Suhrkamp 1981, S. 73; auch diesen Hinweis verdanke ich Martin Stingelin, a.a.O., S. 18.

19 Stingelin, l.c., S.21.

20 Jay David Bolter, „Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens“, in: Stefan Münker und Alexander Roesler (Hrsg.), *Mythos Internet*, Frankfurt: Suhrkamp 1997, S. 37–55, hier: S. 44. Ähnlich argumentiert Bolter bereits 1991 in seinem Buch *Writing Space. The Computer, Hypertext and the History of Writing* (Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates), in dem er über Derridas Textbegriff schreibt, er „sounds very much like text in the electronic writing space“ (S. 162).

Nun ist das Internet realiter keineswegs ein Ort hierarchiefreier Informationsflüsse; es ist vielmehr ein Medium, welches eingebunden in soziale und ökonomische Strukturen sehr wohl der technisch machbaren und politisch durchsetzbaren Kontrolle unterliegt – und in dem sich de facto herrschende Machtverhältnisse durchaus widerspiegeln. Der visionären Aufladung der Metapher des Netzes freilich hat dies keinen Abbruch getan – ja, sie ging als zunehmende Verallgemeinerung der begrifflichen Implikationen neuer technischer Kommunikationsmöglichkeiten zu grundlegenden Existenzbedingungen der digitalen Ära mit der Etablierung des World Wide Web erst richtig los.

Mythos Internet, revisited

Die Geburtsstunde des WWW ist der 24. Dezember 1990, als um 22:30 Uhr am Genfer Forschungszentrum CERN der erste Webserver `info.cern.ch` online geht. Tim Berners-Lee hatte eine Technik entwickelt, die es erlaubt, zwischen einzelnen Dokumenten beliebig hin- und her zu navigieren, wo auch immer sie gespeichert sein mögen – vorausgesetzt, sie sind über Hyperlinks miteinander verbunden. Diese Hypertextualität des Internet wurde ermöglicht durch Berners-Lees Entwicklung eines neuen Transportprotokolls (des „Hypertext Transport Protocols“: http), einer entsprechenden Programmiersprache (der „Hypertext Markup Language“: HTML) und einer spezifischen Adressierungsform für einzelne Dateien (des „Uniform Resource Locators“: URL). Als das Internet in der Folge die graphische Oberfläche bekam, die wir in ausgereifterer Form auch heute kennen, und seine Hypertexte sich mit multimedialem Input zu füllen begannen, wurde parallel zum explosionsartigen Anstieg von Nutzern auch die Metaphernmaschine seiner Beschreibung erst richtig angeworfen. Plötzlich wurde aus dem Internet die Matrix des Cyberspace, dessen digitale Städte über Datenautobahnen verknüpft eine gänzlich neue, weil virtuelle Realität entstehen ließen, in deren immateriellen Welt einige gar die Verheißungen einer posthumanen Zivilisation zu erkennen meinten. Das Internet war Mitte der neunziger Jahre des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts zum wichtigsten Symbol des anbrechenden Informationszeitalters avanciert – und wurde in seiner metaphorischen Überfrachtung zugleich zum Mythos verklärt²¹. Dem Januskopf des Mythos, der in seiner Verklärung der faktischen Entwicklungen zugleich die not-

21 Vgl. hierzu das von Alexander Roesler und mir verfasste Vorwort in dem von uns gemeinsam herausgegebenen Band *Mythos Internet*, a.a.O., S.7–12, hier: S. 7f.

wendigen Visionen für ihre produktive Weiterentwicklung erst entstehen lässt²², entspricht eine abgrundtiefe Ambivalenz der unterschiedlichen Metaphern – die als jeweils einzelne den Versuch bezeugen, einem noch gänzlich unbekanntem Terrain neuer Handlungs- und Denkmöglichkeiten eine symbolische Ordnung und damit eine paradigmatische Ausrichtung zu geben; und die in ihrer durchaus widersprüchlichen Vielfalt am Ende zugleich doch nur die Hilflosigkeit belegen, die noch unverstandene Medialität des Mediums Internet zu begreifen. Eine theoretisch ausgearbeitete Kritik der metaphorischen Beschreibungen digitaler Medien und ihrer Verknüpfungen stand seinerzeit noch nicht zur Verfügung²³, gleichwohl gab es parallel zur bildermächtigen (V-)Erklärung des Internets erste Ansätze der Dekonstruktion einiger ihrer zentralen Metaphern.

Schauen wir uns kurz einige der oben zitierten Beispiele genauer an: Der Begriff der Datenautobahn ist bekanntlich eine Übersetzung der von Al Gore, dem damaligen Vizepräsidenten der USA, im Jahre 1994 geprägten Metapher des „Information Superhighway“²⁴. Interessant an diesem Bild nun ist, dass es die gerade erst entstehende mediale Realität eines globalen Computernetzes in der Rückbindung an einen zentralen Fortschrittsmarker der industriellen Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts – den Bau der Autobahnnetze nämlich – zu erklären versucht. Darin mag lediglich ein Mangel an innovativer Beschreibungsphantasie sich ausdrücken; man kann aber, und wie ich meine: zu Recht, einen als Fortschrittsindikator verkauften Rückgriff auf hergebrachte Bilderwelten auch als rhetorischen Versuch dekonstruieren, das unbekannt Neue in eine bekannte symbolische Ordnung zu reintegrieren – und damit die be-

22 Vgl. ebenda, S. 9.

23 Inzwischen liegt mit Georg Christoph Tholens „Metaphorologie der Medien“ (in: ders.: *Die Zäsur der Medien. Kulturphilosophische Konturen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, S. 19–60) ein grundlegender Entwurf für eine solche Theorie vor, der (ausgehend von früheren Arbeiten Tholens – wie dem Text „Platzverweis. Unmögliche Zwischenspiele von Mensch und Maschine“, in: Norbert Bolz, Friedrich Kittler, G.C.Tholen (Hrsg.): *Computer als Medium*, München: Fink 1994, S. 111–135 oder „Die Zäsur der Medien“, in: Winfried Nöth und Karin Wenz (Hrsg.): *Intervalle 2: Medientheorie und die digitalen Medien*, Kassel: kassel university press 1998, S. 61–87) von der entscheidenden These ausgeht, dass die Medialität digitaler Medien eine Kritik ihrer metaphorischen Beschreibungen *deswegen* ebenso schwierig wie dringlich macht, weil sie selber die jeder herkömmlichen Metaphernkritik essentielle Differenz zwischen „eigentlicher“ und „uneigentlicher“ Bedeutung immer schon aufgehoben hat. Ich komme darauf am Ende zurück.

24 Und zwar in einer Rede, die Gore am 11. Januar 1994 an der University of California in Los Angeles gehalten hat.

stehende politisch-ökonomische Ordnung zu affirmieren. So zumindest wurde Al Gores Intervention in der wachsenden Community der Netizens aufgefasst. Die Kritik an der Metapher der Datenautobahn nun, darauf weisen Geert Lovink und Pit Schultz hin, wurde als „Kritik an zentralistischer Staatspolitik“ aus der Perspektive „einer naiven Ideologie des rhizomatischen Wachsens von unten“²⁵ formuliert. Eine Metapher ersetzte dabei die andere: „Das Lächerlichmachen der Straßenmetapher diene gleichzeitig der Mythisierung der wilden Info-Toppe, einem Glauben an die virtuelle Unabhängigkeit der natürlich gewachsenen Datenlandschaft.“²⁶ Im Gegengewurf zur Datenautobahn wurde die den fiktionalen Bilderwelten der Science-Fiction entlehene Metapher des Cyberspace²⁷ mobilisiert – als, so formuliert es die von John Perry Barlow 1996 proklamierte „Unabhängigkeitserklärung des Cyberspace“²⁸, Entstehung eines vermeintlich immateriellen Raumes, der allein durch die kollektiven Aktionen seiner Bewohner gebaut, sich den sozialen Regeln und physikalischen Gesetzmäßigkeiten der materiellen Welt außerhalb der digitalen Netze gänzlich entziehen soll. Getragen von einem radikalliberalen Pioniergeist, den die zur gleichen Zeit formulierte „Magna Charta für das Zeitalter des Wissens“ ökonomisch und politisch noch weiter ausbuchstabiert²⁹, tragen diese mythischen Überhöhungen der Computernetze des Internet entscheidend zur Entstehung der Illusion der sogenannten „virtuellen Realität“ als einer alternativen Version von Wirklichkeit bei, die als Resultat

25 Geert Lovink und Pit Schultz, „Anmerkungen zur Netzkritik“, in: Münker/Roesler (Hrsg.): *Mythos Internet*, a.a.O., S. 338–367, hier: S. 347.

26 Ebenda.

27 Der Neologismus „Cyberspace“ wird von William Gibson in seiner 1982 erschienen Erzählung *Burning Chrome* verwendet; prominent wird der Begriff durch Gibsons 1984 erschienen Roman *Newromancer*.

28 Barlows „Declaration for Independence in Cyberspace“ ist nachzulesen auf seiner Homepage unter <http://homes.eff.org/~barlow/Declaration-Final.html> (kontrolliert am 5.12.2005); eine deutsche Version ist abgedruckt in: Stefan Bollmann und Christiane Heibach (Hrsg.): *Kursbuch Internet. Anschlüsse an Wirtschaft und Politik, Wissenschaft und Kultur*, Mannheim: Bollmann 1996, S.110–116.

29 Die „Magna Charta for the Knowledge Age“ wurde 1994 verfasst von Esther Dyson, George Gilder, George Keyworth und Alvin Toffler und ist nachzulesen im Internet unter <http://www.pff.org/issues-pubs/futureinsights/fi1.2magnacarta.html>. Auch hier findet sich eine deutsche Version in Bollmann/Heibach (Hrsg.): *Kursbuch Internet*, a.a.O., S. 98–109. Für eine ideologiekritische Auseinandersetzung mit den neoliberalen Implikationen bei Barlow einerseits und Dyson et al. andererseits siehe Richard Barbrook und Andy Camerons Text „Eine kalifornische Ideologie. Über den Mythos der virtuellen Klasse“, in: *Telepolis. Die Zeitschrift der Netzkultur*, Nr. 0, Mannheim: Bollmann 1996, S. 51–72.

der Digitalisierung ihren „Bewohnern“ eine auch ontologisch neue Dimension des Seins eröffnet.³⁰ Auch hier freilich gilt, dass der Versuch, das Internet mit einer Generalmetapher zu beschreiben, zwar Anschlussfähigkeit zu präexistenten Denkmodellen schafft – in diesem Fall konkret zur Science-Fiction, abstrakt zur Tradition metaphysisch-theologischer Visionen³¹ –, zugleich aber gerade in ihrem universalistischen Anspruch die tatsächlich neue und eigene Logik der digitalen Netze geradezu zwangsläufig zu verfehlen scheint. Das wiederum liegt nicht zuletzt daran, dass das Internet ein Medium ist, das – wenn man es denn angesichts der tatsächlichen Diversität der Netze, aus denen es besteht, überhaupt als *ein* Medium beschreiben will – sich zumindest bis heute über immer wieder auftauchende innovative Nutzungsmöglichkeiten permanent neu erfindet. Soweit eine metaphorische Umschreibung des Netzes aber implizit beansprucht, das „eigentliche Wesen [...] der Technik“ zu beschreiben, schränkt sie, wie Christoph Tholen gezeigt hat, tatsächlich „nicht nur den referentiellen Horizont des je pragmatischen Mediengebrauchs, sondern den Spielraum des Medialen selbst“³² ein: „Die Kollektivierung der Metapher [...] dient der Kaschierung von Löchern im Möglichkeitsraum“, heißt es dazu bei den Netzkritikern Geert Lovink und Pit Schultz³³. Dies wiederum ist ein Phänomen, welches nicht nur im Zuge der stark feuilletonistisch geprägten mythischen Verklärung des Internet auftrat, sondern auch die im strengeren Sinne medientheoretischen Auseinandersetzungen mit dem digitalen Netz geprägt hat.

Die Trias der Netztheorien

Aus der Vielfalt der medientheoretischen Auslassungen zum Internet möchte ich drei verschiedene Modelle hervorheben und auf ihre

30 Vgl. hierzu in kritischer Auseinandersetzung mit Barlow und Dyson et al. weiter unten das Kapitel „Was heißt eigentlich ‚virtuelle Realität‘? Ein philosophischer Kommentar zum neuesten Versuch der Verdopplung der Welt“, S. 111ff. sowie für eine aktuellere Problematisierung des Phänomens der virtuellen Realität das Kapitel „Virtual Reality. Eine medienphilosophische Erörterung“, S. 141ff.

31 Vgl. hierzu Margret Wertheim, *Die Himmelstür zum Cyberspace. Eine Geschichte des Raums von Dante zum Internet*, Zürich: Ammann 2000. Die theologischen Spuren im theoretischen Diskurs zum Cyberspace sind auch ein Thema Hartmut Böhmes; vgl. z.B. seinen Text „Enträumlichung und Körperlosigkeit im Cyberspace und ihre historischen Vorbilder“, in: Bianca Theisen (Hg.): *Modern Languages Notes 115* (2000), S. 423–441.

32 G. C. Tholen, „Metaphorologie der Medien“, a.a.O., S. 50f.

33 Lovink/Schultz, a.a.O., S. 348.

Deutung der Metapher des Netzes hin untersuchen. Ich habe diese Modelle systematisch unterschieden in die biologische, die technizistische und die soziopolitische Umschreibung des Internet. Drehen wir die Uhr kurz noch einmal zurück: Im Jahre 1964, ein halbes Jahrzehnt bevor Lickliders „galaktisches Netzwerk“ online ging, erschien ein Buch, das in der später erst sich konstituierenden Medientheorie lange Zeit als *der* primäre Referenztext schlechthin galt. Marshall McLuhans *Understanding Media. The Extensions of Men*³⁴ skizziert bekanntermaßen die Vision einer Retribalisierung post-industrieller Gesellschaften, die sich vor allem den Folgen der Elektrifizierung und der anschließenden Ausbreitung elektronischer Medien verdanke. Vom Computer spricht McLuhan nur am Rande³⁵; das digitale Netz erscheint in seinen Überlegungen aus naheliegenden Gründen überhaupt nicht. Gleichwohl legt seine Theorie, ausgehend von der These, wir hätten Medien prinzipiell als Ausweitungen unserer Sinnesorgane (und deswegen: als *Extensions of Men*) zu verstehen, das Fundament einer bis heute wirkungsmächtigen Spielart der medientheoretischen Reflexion auch der digitalen Netze. McLuhan schreibt 1964:

„Nach dreitausendjähriger, durch Techniken der Zerlegung und der Mechanisierung bedingten Explosion erlebt die westliche Welt eine Implosion. In den Jahrhunderten der Mechanisierung haben wir unseren Körper in den Raum hin ausgeweitet. Heute, nach mehr als einem Jahrhundert der Technik der Elektrizität, haben wir sogar das Zentralnervensystem zu einem weltumspannenden Netz ausgeweitet und damit, soweit es unseren Planeten betrifft, Raum und Zeit aufgehoben.“ Und er fährt fort: „Elektrisch zusammengezogen erscheint die Welt als Dorf.“³⁶

Angelegt nun ist im Ansatz McLuhans eine anthropologische Interpretation der Technik der Neuen Medien, die – wiewohl oftmals mit guten Gründen kritisiert³⁷ – im medientheoretischen Diskurs seit-

34 Marshall McLuhan, *Understanding Media: The Extensions of Men*, New York: McGraw Hill 1964; die deutsche Übersetzung wird im Folgenden zitiert nach der Ausgabe Marshall McLuhan, *Die magischen Kanäle. Understanding Media*, Dresden/Basel: Verlag der Kunst 1994.

35 So etwa, wenn er die weitreichende These formuliert, dass die vermeintlich anstehende Ausweitung unseres „Zentralnervensystems zur elektromagnetischen Technik“ derart ausgereift ist, dass es „nur mehr ein Schritt zur Übertragung unseres Bewusstseins auch auf die Welt der Computer“ sei. McLuhan, a.a.O., S. 103.

36 McLuhan, a.a.O., S. 15, 17.

37 So von Christoph Tholen in: „Metaphorologie der Medien“, a.a.O., S. 26–34, dessen Interpretation ich hier in einigen Punkte folge; vgl. auch Sybille Krämer: „Vom Mythos ‚Künstliche Intelligenz‘ zu Mythos ‚Künstliche Kommunikation‘ oder: Ist eine nicht-antropomorphe Beschreibung von Inter-

her immer wieder zur Beschreibung des Phänomens des Internets herangezogen wird. Gerade derzeit hat die implizite Gleichsetzung der digitalen Netze der Computer mit den neuronalen Netze unserer Gehirne aufgrund der zunehmenden Ausweitungen der selbst zugeschriebenen Deutungshoheit neurophysiologischer Theorien gerade auf geistes- und kulturwissenschaftliche Themen Konjunktur. Das biologische Modell der metaphorischen Umschreibung der digitalen Netze in Begriffen der Neurowissenschaften freilich hat eine Vorgeschichte, die weit ins achtzehnte Jahrhundert zurückweist. Laura Otis, die diese Vorgeschichte untersucht hat, weist darauf hin, dass „[d]as Netz über zwei Jahrhunderte lang als der genuin natürliche Apparat der Informationsübermittlung galt. Bilder der Kommunikationsnetze des Körpers haben uns zur Konstruktion technischer Netze inspiriert, und Bilder der technischen Netze haben uns dazu inspiriert, die Netze des Körpers zu verstehen.“³⁸ Der heuristische Wert, den eine metaphorische Beschreibung technischer Netze im Allgemeinen und des Internets im Besonderen durch das biologische Bild der neuronalen Netze produzieren mag, freilich kippt um in Ideologie, wenn die Metapher literal verstanden wird – wenn es, wie zum Beispiel bei Norbert Bolz, schlicht heißt: „Elektronik *ist* eine globale Erweiterung unseres zentralen Nervensystems“³⁹. Zu Recht hat Christoph Tholen darauf hingewiesen, dass in der Aufgabe des „*als ob*“ Status der Metapher im affirmativen „*ist*“ – ob gewollt oder ungewollt, Strategie oder Polemik, mag hier dahingestellt bleiben – eine Gleichsetzung von Mensch und Technik sich vollzieht, „die den Menschen – zumindest tendenziell – ersetzt“⁴⁰.

Bei Norbert Bolz heißt es denn auch entsprechend: „Der Mensch ist nicht mehr Werkzeugbenutzer sondern Schaltmoment im Medienverbund.“⁴¹ Bereits hier ist der Übergang vom biologischen Mo-

net-Interaktion möglich?“, in: Munker/Roesler: *Mythos Internet*, a.a.O., S. 83–107.

- 38 Laura Otis, *Networking. Communicating with Bodies and Machines in the Nineteenth Century*, Ann Arbor: The University of Michigan Press 2001, S. 2 (Übersetzung von mir, SM).
- 39 Norbert Bolz, „Abschied von der Gutenberg-Galaxis. Medienästhetik nach Nietzsche, Benjamin und McLuhan“, in: Jochen Hörisch und Michael Wetzel (Hrsg.), *Armaturen der Sinne. Literarische und technische Medien 1870–1920*, München: Fink 1990, hier: S. 154. (Hervorhebung von mir, SM; zitiert nach: Christoph Tholen, „Metaphorologie der Medien“, a.a.O., S. 28.)
- 40 Tholen, a.a.O., S. 29.
- 41 Norbert Bolz, „Einleitung“, in: ders., Friedrich Kittler, Christoph Tholen (Hrsg.): *Computer als Medium*, München: Fink 1994, S. 9–16, hier S. 13. (Vgl. zur kritischen Auseinandersetzung mit diesen Thesen ausführlicher auch unten das Kapitel „Ich als Netzeffekt. Zur Konstitution von Identität als Prozess virtueller Selbsterschließung“, S. 159ff.)

dell in die Bildersprache des technizistischen Modells von Medien und ihrer Vernetzung angedeutet, welches sich in Deutschland vor allem im Kontext der historisch-materialistischen Medientheorie von Friedrich Kittler durchgesetzt hat. Die Abkehr vom Anthropozentrismus ist hier nicht Konsequenz, sondern Programm⁴². Ein zentraler Referenztext hier ist die bereits oben kurz erwähnte *Mathematische Theorie der Kommunikation* von Claude Shannon aus dem Jahr 1948. Shannon ging es in seiner wirkungsmächtigen Studie um Möglichkeit zur Optimierung medialer Nachrichtenübermittlung – und er geht von einer entscheidenden methodischen Vorentscheidung aus, welche die materialistische Medientheorie von ihm geerbt hat: „Oft“, so schreibt Shannon, „haben Nachrichten Bedeutung. [...] Diese semantischen Aspekte sind irrelevant für das technische Problem.“⁴³ Für eine Untersuchung zur technischen Verbesserung von Informationsübermittlung ist diese Reduktion auf die technischen Aspekte ebenso konsequent wie unproblematisch; im Rahmen eines Programms, das immerhin beansprucht, grundlegende Aussagen über den historischen Stand unserer Kultur machen zu können, hat diese Reduktion durchaus problematische Konsequenzen. So erscheint Kittlers Diktum zufolge, wonach „der Geist namens Software als Emanation der Hardware selber entstanden ist“⁴⁴, auch das Internet am Ende einzig als Resultat technologischer Entwicklungen – weswegen Norbert Bolz, der in seinen Reflexionen immer wieder zwischen der biologischen Metaphorik McLuhans und der technizistischen Metaphorik Kittlers hin- und herschaltet, auch polemisch behaupten kann, dass „die Technik der Post viel interessanter als die Theorie der Postmoderne [ist]“⁴⁵. Das Netz, so lautet dann die Konsequenz, ist seine Technik – und nicht, was wir daraus machen. Und natürlich ist es auch hier die affirmative Wendung der Metapher – als Ausdruck der methodischen Reduktion auf das technizistische Verständnis –, in der zugleich die

-
- 42 Dass es auch bei Kittler einen „verborgenen Anthropomorphismus“ gibt, zeigt Tholen a.a.O., S. 29f., der darin das gemeinsame Merkmal der biologischen und der technizistischen Metaphorik dekonstruiert.
- 43 Claude E. Shannon, „Eine mathematische Theorie der Kommunikation“, in: ders., *Ein/Aus*, Berlin: Brinkmann & Bose 2000, S. 9–100, hier: S. 9; vgl. hierzu auch unten das Kapitel „Information“, S. 200ff.
- 44 Friedrich Kittler, „Hardware, das unbekannte Wesen“, in: Sybille Krämer (Hrsg.): *Medien, Computer, Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Frankfurt: Suhrkamp 1998, S. 119–132, hier: S.125. Kittler formuliert diese These interessanterweise in direkter Replik auf die zitierte *Magna Charta for the Knowledge Age* (vgl. Anm. 30) und ihr Pathos der vermeintlichen Befreiung von den Zwängen der Materie durch das Internet.
- 45 Norbert Bolz, „Einleitung“, in: ders., Friedrich Kittler, Christoph Tholen (Hrsg.): *Computer als Medium*, a.a.O., S. 10.

Medialität des Mediums Netz ihrer intrinsischen Bedeutungsvielfalt beraubt wird.

Noch einmal anders nun erscheint das Internet aus der Perspektive derjenigen theoretischen Ansätze, die ich mit dem Begriff des Soziopolitischen charakterisieren möchte. Die unterschiedlichen Positionen, die sich unter diesen Begriff subsumieren lassen, haben eines gemeinsam – sie orientieren sich allesamt an den in der Technik des Internets implementierten Möglichkeiten einer unhierarchischen, vernetzten und interaktiven Kommunikation; und sie lassen sich, ungeachtet ihrer unterschiedlichen theoretischen und politischen Provenienz, auch alle auf einen kleinsten, gemeinsamen Nenner bringen – die These nämlich, dass das Medium Internet aufgrund seiner technischen Beschaffenheit innovative politische Gestaltungsmöglichkeiten öffnet⁴⁶. Diese These wiederum lässt sich auf verschiedene Weisen lesen. In einem *starken* Sinne impliziert sie die Behauptung, dass die interaktiven Kommunikationsmöglichkeiten der Technik des Internets in ihrer Verwendung eine Veränderung der Struktur der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und damit zugleich eine Veränderung der politischen Realität *unvermeidbar* machen. In dieser starken Lesart, die zumal in den Anfangsphasen der Netzeuphorie immer wieder durchscheint, spinnt die soziopolitische Deutung des Netzes einen marxistischen Diskurs weiter, der seit Brechts ebenso prominenter wie wirkungsmächtiger Radiotheorie⁴⁷ als Versuch einer emanzipatorischen Deutung der modernen Medien das zwanzigste Jahrhundert durchzieht. Die implizite Technikutopie ist vielfach kritisiert worden – etwa von Alexander Roesler, der diese Spielart der soziopolitischen Interpretation des Internet in den Bereich der mythischen Verklärung des Netzes verweist und zugleich ihren Grundirrtum als den Glauben decouffriert, „dass Öffentlichkeit ein technisches Problem darstellt, das sich mit einem geeigneten technologischen Instrumentarium lösen lässt“⁴⁸. Wenn sich die starke Lesart der soziopolitischen Deutung des Netzes aufgrund dieser technisch verengten Perspektive offensichtlich zunächst mit dem technizistischen Modell trifft, so formuliert die

46 So betont (u.a. in Anlehnung an postmoderne Theorien von Philippe Lacoue-Labarthe, Jean-Luc Nancy und Jean-François Lyotard) zum Beispiel Mark Poster, dass „mit dem Internet [...] eine neue Technologie entstanden [ist], die dezentrale und damit auch demokratische Kommunikationsstrukturen fördert“. Mark Poster, „Elektronische Identitäten und Demokratie“, in: Münker/Roesler (Hrsg.), *Mythos Internet*, a.a.O., S. 147–170, hier: S. 170.

47 Bertolt Brecht, „Der Rundfunk als Kommunikationsapparat“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Band 18, Frankfurt: Suhrkamp 1967, S. 117–134.

48 Alexander Roesler, „Bequeme Einmischung. Internet und Öffentlichkeit“, in: Münker/Roesler (Hrsg.), *Mythos Internet*, a.a.O., S. 171–192, hier: S. 191.

schwache Lesart eine konträre Gegenthese. Diese These lautet: Das Netz ist nicht seine Technik – das Netz ist, was *wir* daraus *machen*. In dieser pragmatischen Deutung erscheinen die technischen Potentiale des Internet nicht als hinreichende, sondern nur noch als notwendige Bedingungen einer engagierten politischen Praxis; das Netz selbst wiederum erscheint nicht länger als *ein* spezifisches Medium, sondern als ein Konglomerat *verschiedener medialer Möglichkeiten*, die sich in kritischer Absicht mobilisieren lassen. In Anlehnung an Felix Guattaris Begriff des Postmedialen sowie die postmarxistischen Überlegungen von Antonio Negri und Michael Hardt hat Andreas Broeckmann für diese kritische Praxis den Begriff der „minoritären Medien“ geprägt⁴⁹; alternativ findet sich auch die Rede von „kleinen“ oder von „taktischen“ Medien⁵⁰ – mit der ausdrücklichen Betonung, dass diese eben „Praktiken, keine Techniken“⁵¹ seien. So schwach aus dieser Perspektive die Bedeutung der konstitutiven Rolle der Technik des Internets erscheint, so stark erscheint demgegenüber die Rolle seiner Nutzer – die, ob als einzelne Individuen oder als öffentliches Kollektiv, nicht länger als Effekte der medialen Entwicklung, sondern als gestaltendes Moment dieser als Praxis verstandenen Medienrealität begriffen werden sollen. Zudem soll der Begriff der „kleinen Medien“, konzipiert bei Arns als Gegenmodell zum Begriff der Massenmedien, ausdrücklich mit „nicht-mehrheitlichen Nutzungen oder Praktiken“⁵² korrelieren, deren Pointe die Tatsache darstellt, dass sie als Resultat auf eine in Folge der pragmatischen Aneignung eines Mediums erfolgte Wiedereinspeisung in den digitalen Medienverbund zielen. Das aber ist in unserem Kontext insofern interessant, als es im Sinne der eingangs zitierten netzspezifischen Veränderungsdynamik den Prozess einer auf immer neuen Stufen fortdauernder Vernetzung beschreibt.

Der eigentliche Sinn des Netzes

Die drei hier nur kursorisch skizzierten medientheoretischen Modelle der biologischen, technizistischen respektive sozialutopischen Beschreibung des Internets repräsentieren als verschiedene me-

49 Vgl. Andreas Broeckmann, „Konnektive entwerfen! Minoritäre Medien und vernetzte Kunstpraxis“, in: Stefan Münker und Alexander Roesler (Hrsg.), *Praxis Internet*, Frankfurt: Suhrkamp 2002, S. 232–248, hier: S. 236.

50 So zum Beispiel, u.a. in Anlehnung an Geert Lovink, in Inke Arns Überblicksdarstellung „This is not a toy war: Politischer Aktivismus in Zeiten des Internet“, in: Münker/Roesler (Hrsg.), *Praxis Internet*, a.a.O., S.37–60, hier: S. 38ff.

51 A.a.O., S. 39 (Hervorhebung im Original).

52 Ebenda.

dientheoretische Deutungen der Metapher des Netzes für den digitalen Medienverbund evidenterweise zugleich unterschiedliche Weisen, die Medialität der Mediums Internet zu beschreiben. Die Unterschiedlichkeit dieser Beschreibungen demonstriert exemplarisch die problematische Äquivozität, welche die Verwendung der Netzmetapher in medientheoretischen Diskursen auszeichnet – problematisch, weil die jeweiligen Perspektiven auf den globalen Verbund der Computer aufgrund ihrer zum Teil fundamental unvereinbaren Implikationen und theoretischen Konsequenzen weniger in einem Ergänzungs- denn in einem Konkurrenzverhältnis zueinander stehen. Ist das digitale Netz als mediale Erweiterung unserer Sinne zu verstehen oder als eine autonome, technische Struktur? Eröffnet die Medialität des Internets innovative Möglichkeiten sozialer Interaktion und politischer Praxis oder determiniert die digitale Logik der Vernetzung einen eindeutig abgegrenzten Handlungsspielraum? Die Uneinheitlichkeit der Beschreibungen lässt eine einfache und einheitliche Antwort nicht zu.

Eben diese Unmöglichkeit, angesichts einer „beinahe wuchernenden Metaphorik in den begrifflichen Versuchen [...], die Medialität der Medien zu bestimmen“ eine Antwort auf die Frage nach dem *eigentlichen* Sinn digitaler Medien – für die das Internet hier nur ein Beispiel ist – zu erhalten, ist der Ausgangspunkt für Christoph Tholens bereits zitierte „Metaphorologie der Medien“⁵³: „Vielleicht“, so Tholen, „ist es gerade dieser unversöhnliche Widerstreit zwischen ‚eigentlichen‘ und ‚uneigentlichen‘ [...] Dimensionen, der im universellen Übertragungszusammenhang elektronischer Medien zur Disposition steht.“⁵⁴ Ich kann an dieser Stelle schon aus Platzgründen Tholens medienphilosophischen Ansatz nicht im Detail rekonstruieren; ich will aber doch eine zentrale Argumentationsfigur herausgreifen, die, als Begründung für den gerade zitierten Verdacht einer im Medium angelegten Unmöglichkeit, klar zwischen einer metaphorischen und nichtmetaphorischen Beschreibung zu unterscheiden, auch für die Frage nach einem angemessenen theoretischen Umgang mit der Metapher des Netzes für den digitalen Medienverbund entscheidend ist.

Angelegt sieht Tholen jenen ‚unversöhnlichen Widerstreit‘ in einer spezifischen „Eigenschaft der Medien“ – der Eigenschaft nämlich „nur Botschaften, Informationen und Daten zu übertragen, ohne ihren Sinn zu beeinflussen“⁵⁵. Diese starke These der Indifferenz der Medien dem Sinn gegenüber, die Tholen an der zitierten Stelle durch den Hinweis, dass Medien „definitionsgemäß [...] nicht die

53 G. C. Tholen, „Metaphorologie der Medien“, a.a.O., hier: S.8.

54 Ebenda.

55 Ebenda.

Botschaft selbst [sind]⁵⁶, als kritische Gegenthese zu McLuhan kenntlich macht, lässt sich auf zwei Arten lesen. In der einen Lesart bestreitet die These grundsätzlich die Möglichkeit, dass Medien in ihrem Gebrauch signifikante Spuren im Sinn hinterlassen; es wäre demnach für den Gehalt einer Aussage gänzlich unbedeutend, auf welche mediale Art und Weise ich sie übermitteln würde. Diese Lesart scheint mir, vorsichtig gesagt, schon deswegen problematisch zu sein, weil ich glaube, dass es auf die Frage, was denn der Sinn einer Botschaft diesseits ihrer medialen Realisierung sein soll, keine sinnvolle Antwort geben kann⁵⁷. Nun kann man die These im Sinne Tholens auch anders lesen: Dass Medien, wie Tholen schreibt, „indifferent gegenüber dem [sind], was sie speichern, übertragen und verarbeiten“, ⁵⁸ erscheint in dieser anderen Lesart als Hinweis auf die Tatsache, dass wir aus dem medial kommunizierten Sinn einer Botschaft nicht auf Sinn und Bedeutung des kommunizierenden Mediums schließen können. Und für diese Tatsache liefert Tholen bezüglich der digitalen Medien eine ebenso präzise wie triftige Begründung: Schließlich haben wir es im Umgang mit digitalen Medien in ihrer jeweiligen Erscheinungsform immer mit der von Neumannschen Universalmaschine des Computers zu tun – und das heißt, mit einem Medium, das tatsächlich potentiell unendliche Eigenschaften annehmen kann. Aus der jeweiligen Art seiner Verwendung aber lässt sich hier evidenterweise keine für alle möglichen Verwendungsweisen gültige begriffliche Bestimmung folgern. Und so wenig dies für den Computer als solchen möglich ist, so unmöglich ist dies für die vielfältigen Formen der Verknüpfung digitaler Medien miteinander, mit denen wir es bezüglich des globalen Medienverbundes zu tun haben (geschweige denn gegenüber jenen hybriden Formen heterogener Verknüpfungen digitaler und analoger Medien, die Tholen als Beispiel diskutiert⁵⁹): „Die *gestaltwechselnde* Offenheit der Digitalität“, so Tholen, „supplementiert jedwede ‚ontologische‘ Identität des Computers als Rechner, d.h., sie schiebt sie auf.“⁶⁰ Und kurze Zeit später heißt es:

„Der Computer *a/s* Medium existiert gleichsam nur, indem er sich von sich selbst unterscheidet, will sagen: sich in all seinen *interfaces*, in seinen programmierbaren Gestalten und Benutzer-Oberflächen, verliert, also seine

56 Ebenda.

57 Ich glaube ganz im Gegenteil, dass es gute Gründe gibt, eine bedeutungskonstitutive und damit sinnstiftende Rolle der Medien zu verteidigen: vgl. hierzu meine Argumentation im obigen Kapitel „Wittgenstein als Medienphilosoph“, S. 57ff.

58 A.a.O., Seite 9.

59 A.a.O., S. 51.

60 A.a.O., S. 52 (Hervorhebung im Original).

„eigentliche“ Bedeutung aufschiebt. Das digitale Medium *ek-sistiert* nur in seiner vielgestaltigen Metaphorizität.“⁶¹

Der ebenso richtige wie wichtige Befund lautet an dieser Stelle zunächst: Die Medialität des Digitalen lässt eine im ontologischen Sinne *eindeutige* und *eigentliche* begriffliche Bestimmung digitaler Medien nicht zu. Aus diesem Befund nun zieht Tholen (im Rückgriff u.a. auf eine sehr luzide Rekonstruktion der Metapherntheorie Jacques Derridas⁶²) die weitergehende Konsequenz, dass die theoretische Reflexion digitaler Medien in ihren unterschiedlichsten Erscheinungsformen es *zum einen* in jedem Versuch der begrifflichen Fixierung mit einem in der Logik der Metaphorizität eingeschriebenen Wechselspiel zwischen *eigentlichen* und *uneigentlichen* Bedeutungen – genauer: zwischen „weder bloß *eigentlichen* noch *uneigentlichen* Metaphern“⁶³ – zu tun habe, in deren Verlauf sich das Medium selbst *zum anderen* der konkreten Beschreibung seines Sinns zugleich im Prozess des fortwährenden Aufschiebs seiner Bedeutung immer wieder entziehe. Diese Konsequenz nun scheint mir, wenn ich sie denn richtig verstehe, nicht unbedingt zwingend – anders gesagt: Ich glaube nicht, dass aus der Tatsache, dass sich den digitalen Medien in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen und Verwendungsweisen kein *eigentlicher* und *einheitlicher* Begriff zuschreiben lässt, zugleich auf die These folgern lässt, dass ihre Bedeutung immer nur aufgeschoben sei – und sich die Frage, mit welchem Medium wir es in einer bestimmten Situation zu tun hätten, nicht hinreichend konkret beantworten lasse. Die einzige Schlussfolgerung, die sich an dieser Stelle notwendig ergibt, lautet m. E. vielmehr, dass die Frage nach dem *eigentlichen* Sinn digitaler Medien – d.h., die Frage nach dem Sinn *des* Computers oder *des* Internets, etc. – schlicht sinnlos ist: Es gibt *den* Computer nicht, und es gibt nicht: *das* Netz. Und was uns immer wieder – gerade auch, wenn wir medientheoretisch über die Medialität digitaler Medien reflektieren – in die Irre führt, ist die Tatsache, dass wir alltagssprachlich sehr wohl glauben, der Rede vom Computer oder vom Netz einen intuitiv guten Sinn geben zu können ...

Fazit

Der Mensch ist ein Tier, das in Netzen lebt. Die Netze, in denen er lebt, sind zu einem nicht geringen Teil mediale Netze – von denen

61 A.a.O., S. 54 (Hervorhebungen im Original).

62 Vgl. a.a.O., S. 54–57.

63 A.a.O., S. 58.

das Internet, soviel Spekulation sei hier erlaubt, auf absehbare Zeit seine dominierende Position noch wird ausbauen und seinen Spitznamen „Netz der Netze“ wird verteidigen können. Schon deswegen wird auch die Medientheorie das Thema des Netzes nicht so schnell ad acta legen können. So vielfältig nun einerseits die Möglichkeiten sind, über die Netze der Medien (und die Medien der Netze) zu reden, so sehr gilt doch andererseits, dass es bei diesen Netzen immer auch um konkrete mediale und technische Umgebungen geht: Umgebungen des ökonomischen oder politischen Handelns, der sozialen Interaktion, künstlerischer oder wissenschaftlicher Produktivität, des Entertainment und anderem mehr. In jedem Fall einer spezifischen Nutzung haben wir es mit der Realisierung einer anderen medialen Möglichkeit zu tun. War oben bereits die Frage aufgetaucht, ob das Internet sich überhaupt sinnvoll als *ein* Medium beschreiben lasse, so muss die Antwort hier nun lauten: Nein. Sowenig das Internet technisch ein singuläres Netz ist, sowenig lässt es sich theoretisch als ein bestimmtes Medium begreifen. Was nicht bedeutet, dass damit der Begriff des Internets sinnlos würde: Sinnvoll erscheint es mir vielmehr, den Begriff statt als Titel eines Mediums im Sinne eines technischen Dispositivs zu verstehen, welches im Vollzug seines Gebrauchs ein spezifisches Medium erst generiert. Das Medium Netz, so könnte man sagen, erfindet sich immer wieder neu – wobei für das Netz wie für jedes Medium gilt, dass es zugleich immer auch eingebunden in ein weiteres „Netz technischer, sozialer und ökonomischer Kontexte“⁶⁴, die selbst keineswegs nur mediale sein müssen. Angesichts der Veränderungsdynamik des Netzes und der immer wieder anderen Verwendungsmöglichkeiten werden wir auch immer wieder nach alternativen Beschreibungen für das jeweils neu entstandene Medium suchen müssen. Metaphern, die wir dabei verwenden, nun sind für die Bedeutungszuschreibung immer dann vollkommen zureichend, wenn sie einen spezifischen Aspekt des neuen Mediums triftig beschreiben oder eine neue Sichtweise auf die Medialität des Mediums Netz – in seiner spezifischen Erscheinungsform innerhalb einer konkreten Situation – zu eröffnen vermögen. Entscheidend ist hier einzig die grundlegende Einsicht, dass das Spiel der Bedeutungszuschreibungen grundsätzlich offen ist – und dass es, um dieses Spiel als ein sinnvolles am Leben zu erhalten, notwendig ist, jede Beschreibung immer wieder auf ihre Angemessenheit, jede Metapher auf ihre Triftigkeit zu überprüfen und schiefe Metapher oder falsche Beschreibungen gegebenenfalls, wenn schon nicht durch eindeutig richtige, so doch durch bessere, weil plausiblere zu ersetzen.

64 Darauf verweisen Jay David Bolter und Richard Grusin in: *Remediation. Understanding New Media*, Cambridge: MIT Press 2000, S. 65.

